



Pfingsten.

Rotgoldener Ball, nun sinkst du dahin
 In des Abends rosigem Glut;
 Hinaus, hinaus! In den Wald will ich flieh'n,
 Wo mich lichte Träume umfluten.
 Pfingstabend ist's, und die schweigende Stadt
 Lager dämmernd zu meinen Füßen; —
 Der Strom, der mich rastlos getrieben hat,
 Der will sich nun flammend erheben.

— No 21. —

Illustrierte Sonntags-Beilage zur No 222 des

Handels- und Industrieblatt Neue Loosener Zeitung

Sonntag, den 6. (19.) Mai 1907.

Zwei Pfingsten.

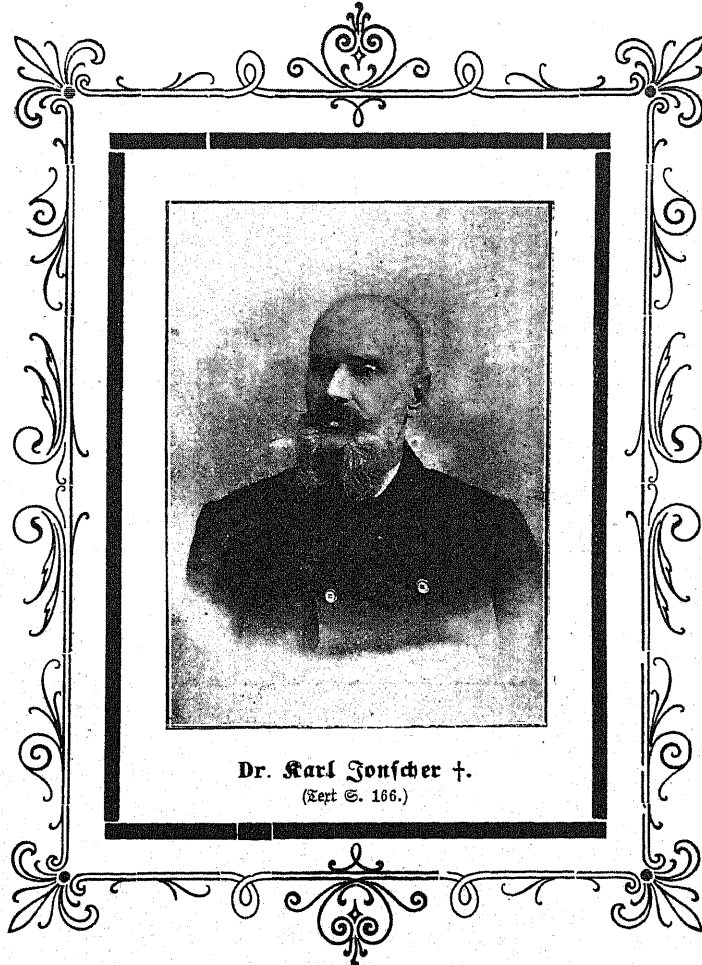
Skizze von B. Kirtweger.

Der „Maibaum“, eine hohe, der Aeste bis auf den bänderge-
 geschmückten Gipfel beraubte Fichte, ist auf dem freien Platz
 aufgepflanzt, und alt und jung versammelt sich am Pfingstnach-
 mittag zu fröhlichem Treiben. Die Musik schmettert, die Burschen
 holen sich aus dem Kreis der
 zusammengedrängten Schönen
 die Liebste, sich mit ihr um den
 Maibaum zu drehen. An langen
 schmalen Tischen sitzen die Män-
 ner beim Bier, ihr Pfeifchen
 schmauchend; die Weiber schauen
 dem Tanz zu. Kinder treiben
 sich auf dem Platz umher und
 laufen dazwischen in den nahen
 Wald, um bald zurückzukehren,
 mit Maiblumen und Himmels-
 schlüsseln in den Händen. Pfingst-
 freude, Pfingstjabel überall.

Doch nicht überall! Am
 Rain vorm Wald sitzt ein jun-
 ger Bursch mit traurigen Augen.
 Ihm ist so weh zu Mut. Dort
 auf dem Platz tanzt Försters
 Rosel einen Reigen nach dem
 anderen mit dem stattlichen Sohn
 vom Unterhofbauern. Die Rosel
 ist die Schönste von allen Mäd-
 chen im Dorf und in der Um-
 gegend. Der bucklige Hannes
 wenigstens kann sich keine Schö-
 nere und Liebere denken. Sie
 ist sein Stern gewesen, schon,
 als sie noch ein ganz kleines
 Ding mit fliegenden Köpfen
 war. Was er nur irgend konnte,
 tat er dem hübschen Kind zu-
 lieb, und ein freundliches Wort
 aus der kleinen Rosel Mund
 war sein höchster Lohn. Und sie
 war auch immer gar gut zu
 ihm; sie spottete nie über sein
 Gebrechen, und das blieb auch
 so, als sie heranwuchs und immer schöner wurde. Der bucklige
 Hannes lächelt traurig bei diesen Erinnerungen. Er hat die Rosel
 nie für sich begehrt, aber es tut doch furchtbar weh, daß sie nun
 bald einem anderen gehören wird. Kein Wunder, daß sie den
 Unterhof Wilhelm lieb hat, der nicht danach fragt, ob ihm die
 Rosel auch Geld und Gut zubringt. Es ist ein ganz besonderes
 Glück für das arme Mädel, dessen Vater schon lange tot ist, und
 das sich mit der Mutter mühselig durchbringen muß. Im Herbst
 soll die Hochzeit sein, zu Michaeli. Dem buckligen Hannes wird's
 heiß und kalt bei dem Gedanken. Er springt auf und mit einem

legten, fast irren Blick auf den Festplatz stürmt er in den Wald
 hinein, weiter und weiter, bis er am Weiher angelangt ist, von
 dem die Leute sagen, er habe keinen Grund. Da macht der arme
 Bursche Halt. Es scheint ihm so lockend, sein Grab im Weiher

zu finden. Da ist keiner, der
 um ihn trauern wird. Er hat
 nicht Vater noch Mutter, nicht
 Bruder noch Schwester. Es
 braucht ihn keiner. Ob er oder
 irgend ein anderer den Bauern
 die Schuh. flücht und da und
 dort anhilft bei allerlei Arbei-
 ten, die keine großen Körper-
 kräfte erfordern, das ist ja ganz
 gleichgültig. Wenn er dort unten
 ruht, in dem stillen tiefen Wasser,
 dann braucht er's nicht mit an-
 zusehen, wie die Förster-Rosel
 die Frau des Wilhelm wird.
 Der Hannes fürchtet sich nicht
 vor dem Tod — es soll ein so
 schöner Tod sein, das Ertrinken.
 Weit, weit schlimmer scheint
 ihm das Leben, das einsame,
 traurige Leben, das wie eine
 lange, öde, heiße Straße vor
 ihm liegt. Es braucht ihn ja
 keiner — keiner — oder wär's
 doch möglich, daß sie — —
 man weiß ja doch nie, wie alles
 kommen kann. — — Des Bur-
 schen Fuß, den schon das Wasser
 neigt, stockt. Wenn die Rosel
 jemals Hilfe nötig hätt', und
 er, der Hannes wär' nicht zur
 Stelle, ihr beizustehen? Der
 Buecklige zieht den Fuß zurück
 und schaut aufwärts in den
 blauen Himmel, der über dem
 Weiher leuchtet. „Leicht, daß sie
 mich doch einmal braucht,“ mur-
 melt er, und dann geht er



Dr. Karl Jonscher +.
 (Zeit S. 166.)

langsam den Weg zurück, den er gekommen. Vom Festplatz tönen
 Walzerklänge. Aber sie tun dem Hannes jetzt nicht mehr so weh.
 Der Sieg, den er eben über sich selbst errungen, macht ihn stark
 zum Leben. —

* * *
 Viele Jahre sind vergangen. Wieder ist der Maibaum auf-
 gepflanzt, und dasselbe fröhliche Leben herrscht in seinem Umkreis,
 wie alljährlich zu Pfingsten. Wieder blühen im Wald die Ma-
 blumen und die Himmelschlüssel, und die Kinder pflücken große
 Sträuße, und um den Maibaum tanzen junge Paare, und die

Allen schau'n zu und fremen sich des Anblicks, der sie an die eigene Jugend erinnert. Da sind nicht nur Väter und Mütter — auch mancher alte Großvater hat sich heraufgemacht heute zu Pfingsten, und manches gebrechliche Weiblein weilt unter der Menge und läßt sich von der Sonne und von der allgemeinen Fröhlichkeit erwärmen.

Der bucklige Hannes sitzt am Rain vorm Wald. Sein schwarzes Haar ist grau geworden und sein Antlitz durchfurcht. Er schaut finnen auf den Festplatz. Wie lange ist das her, daß die Rosel sich mit dem Unterhofs-Wilhelm dort im Tanz drehte? Damals hat er, der Hannes, sterben wollen und hat's nicht können bei dem Gedanken: „leicht, daß sie mich noch braucht.“ Nun ist die Rosel schon seit ein paar Jahren Witwe, und ihr Sohn bewirtschaftet den Hof, und die Tochter ist verheiratet. Die jungen Leute sind unter den Tanzenden. Aber die Rosel ist nicht zwischen den Zuschauern, denn sie ist blind — ihre schönen blauen Augen können das Licht nicht mehr sehen. Der Lehrer hat's gestern dem Hannes erzählt, daß der Doktor in der Stadt schon vor Wochen erklärte, die Sehkraft sei für immer dahin.

Da ist's dem Hannes wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele gegangen. Und jetzt, als er da unter sich die Pfingstfreude sieht, fällt ihm ein, daß die Rosel am Tage ganz allein und verlassen zu Hause sei. Der Lehrer hat gemeint: „Das arme Weib! Die jungen Leute haben keine Geduld mit ihr. Es ist ja auch nicht leicht; die Rosel kann nichts mehr schaffen, es tüt' Not, sie sehten ihr noch jemand zur Pflege hin. Aber der Bauer ist geizig, und du weißt ja, Hannes, wenn einer nicht mehr arbeiten kann auf dem Dorf, dann wird er eben als eine Last angesehen, und wenn's der eigene Vater oder die Mutter ist.“ Dem Hannes klingen die Worte des gut-herzigen Lehrers noch im Ohr. Die Rosel eine Last, eine Last ihren eigenen Kindern! Das kann ja doch nicht wahr sein, das soll nicht wahr sein! Der Bucklige mit den grauen Haaren springt auf, und so rasch er kann, eilt er dem Dorf zu. Geradeswegs nach dem Unterhof lenkt er seine Schritte, und ab und zu murmelt er vor sich hin: „leicht, daß sie mich

jetzt braucht.“ Der Bauernhof liegt wie ausgestorben. Der Hund schlägt an, als Hannes durch das Hofstor tritt. Aus einem Fenster zu ebener Stimme: „Ist da einer?“ „Brauchst nicht zu erschrecken, Rosel. Ich bin's nur, der Schusterhannes. Ich komm' da so vorüber, und da hab' ich gemeint, ich wollt' doch einmal selbst hören — die Leute sagen, es geht nicht gut mit deinen Augen. Es tut mir so arg leid, Rosel.“

„Ich bin blind, Hannes, doch das ist nicht das Schlimmste. Aber ich bin ihnen eine Last, meinem Sohn und der Schwiegertochter, Hannes, und das brennt und schmerzt! Komm doch in die Stube, Hannes.“ Der Bucklige folgt der Aufforderung, und als er neben der Rosel sitzt, fährt sie fort: „Ist gut von dir, Hannes, daß du nach mir guckst. Sie sind alle auf dem Festplatz. Den Kleinen haben sie auch mitgenommen. Eine blinde Großmutter kann ja nicht einmal mehr Kinder warten.“

„Arme Rosel! Wenn dir's recht ist, bleib' ich gern ein Stündchen bei dir.“

„Freilich ist mir's recht. Und nicht wahr, du liest mir ein Kapitel aus der Bibel vor, daß ich doch auch weiß, es ist Pfingsten. Sie liegt dort im Spind.“ Der Hannes holt das heilige Buch, und andächtig lauscht die Blinde dem Pfingst-Geangelium.

„Ich dank' dir“, sagt sie, als Hannes zu Ende ist — „das hat gut getan.“ Dann

steht sie auf und redt die Arme: „Man wird ganz steif von dem ewigen Sitzen! Ich weiß nicht, wie ich's aushalten soll, wenn mich der liebe Gott nicht bald zu sich ruft. Mir ist's oft so eng — ich

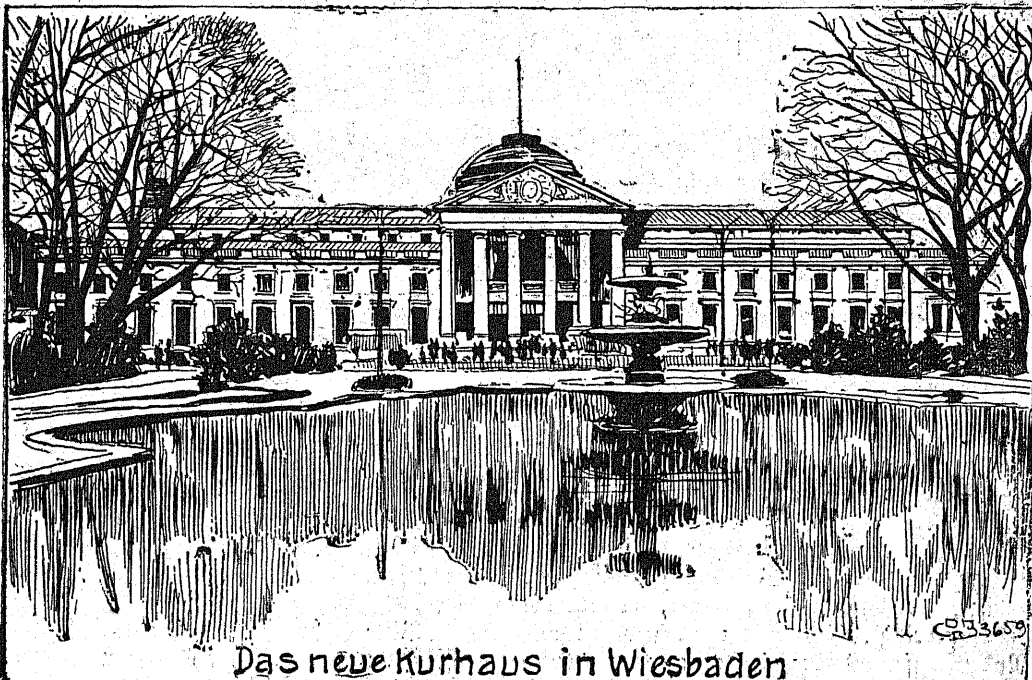
denk', ich muß ersticken! Ich mein', wenn ich nur einmal in den Wald könnt' — da riecht's so schön, da blühen jetzt gewiß die Maiblumen. Weißt, beim Försterhaus unter den Buchen, wo ich als Kind rumgesprungen bin. Ach lieber Gott, was gäb' ich drum, könnt' ich ein bißchen im Wald sein und die Maiblumen riechen und die Birken!“

„Soll ich dich hinführen, Rosel? Ich hab' nichts zu versäumen, und ich tu's gern.“ Des Hannes Stimme beb't, und über das verhärmte Antlitz der Blinden geht ein freudiger Schein. „Ach, wenn du das wolltest, Hannes, das wär' eine rechte Guttat für mich. Von meinen Leuten



Eine Verhaftung auf dem Omnibus.

(Text S. 167.)



Das neue Kurhaus in Wiesbaden.

(Text S. 167.)

Blinden geht ein freudiger Schein. „Ach, wenn du das wolltest, Hannes, das wär' eine rechte Guttat für mich. Von meinen Leuten

kann ich's nicht verlangen — sie haben mehr zu tun, als eine alte blinde Frau spazieren zu führen. Mein Kopftuch liegt in der Kammer auf der Lade, kannst's leicht finden."

Es ist ein eigentümliches Bild, wie der bucklige Alte die blinde Frau an der Hand führt; gar sorgsam achtet er auf den Weg, und in seinen Augen, die für die Rosel mit sehen, leuchtet ein höheres Licht. Bald ist der Wald erreicht und das Dach des Försterhauses schimmert durch das junge Grün.
„So, Rosel, da ist die Rasenbank, da setz' dich nieder."

„Ach, wie das riecht, Hannes! Und ordentlich leichter Atem holen kann ich hier."

Garz still sitzen die zwei Menschen nebeneinander auf der Bank, und der Pfingstgeist ist über ihnen. —

Von diesem Tag an wandert der bucklige Hannes täglich zum Unterhof und holt die Blinde zu einem Gang in den Wald ab. Ist das Wetter zu schlecht, dann sitzt er bei ihr und liest ihr vor oder erzählt ihr, was in der Welt passiert. Und da ist keiner, der über das seltsame Paar zu lächeln oder zu spotten wagte.

Pfingstlust und Schützenlust.

Von Georg Rheinanns.

Es ist ein alter Brauch bei Schützengilden und Schützengesellschaften, Pfingsten durch ein Königsschießen zu feiern. Vielleicht wäre es sinnreicher gewesen, das Königsschießen auf den 22. Januar, den Tag des hl. Sebastian, des Patrons der Schützen, zu verlegen, aber die Witterung in dieser frühen Jahreszeit ist zu kalt, um im Freien große Feste zu feiern und stundenlang auf dem Schießstande zu stehen. Daß die Schützen den Heiligen zu ihrem Patron erkoren, hat seinen Grund in der besonderen Art, in der er seinen Tod gefunden: die Schützen der bösen Heiden banden ihn, um seinen Körper als Zielobjekt zu benutzen, an einen Baum und schossen solange mit Pfeilen auf ihn, bis er seine Seele ausgehaucht hatte. Für dieses Martyrium, das die Kunst vielmals und sehr anschaulich geschildert hat, wurde der gottesfürchtige Mann heilig gesprochen, ihm zu Rom, wo er beerdigt ist, im Jahre 367 unter Papst Damasus eine Kirche gewidmet und er von den Schützen zum Schutzpatron erhoben. Nur nannten sich die Schützen „Bruderschaft des heiligen Sebastian“ oder „St. Sebastiansbrüder“, wie sie auch das Bildnis des Heiligen im Banner führten und

seinen Jahrestag feierlich begingen. Die Entwicklung des Schützenwesens hängt zusammen mit der Entwicklung der Städte. Wo sich in frühmittelalterlicher Zeit städtische Gemeinden hinter Mauer, Wall und Graben bildeten und wo es demgemäß galt, die Stadt zu verteidigen, war der wehrhafte Mann gezwungen, sich neben der Ausübung seines Handwerks nach Kräften in den Waffen zu üben. Aus dieser Notwendigkeit ergab sich ein Zusammenschluß der waffenfähigen Männer zum gemeinschaftlichen Ueben in den Waffen, aus dem in der Folgezeit die Schützengilden und Schützenbruderschaften hervorgegangen sind. Nicht nur in Deutschland ging dieser Prozeß vor sich, sondern auch in den germanischen Nachbarländern. Auch hier waren die Schützen bei aller Frömmigkeit so kriegerischen Geistes und so sehr sich ihrer hohen Aufgabe bewußt, daß unter den sechs militärischen Gilden Antwerpens die der Armbrustschützen, der sogenannten „Archebaletriers“, als die erste und vornehmste galt.

In Tirol entwickelte sich das Schützenwesen frühzeitig in einer Form, die, entsprechend dem Charakter des Landes, von besondere,

Präsident



Rechtsanwälte. Angeklagte. Staatsanwalt.

Der Riesenwucherer Prozess in München.

Eigenart war: es blieb nicht eine Spezialität der Städte, sondern dehnte sich auf das übrige Land, die Dörfer und Höfe, aus, und allmählich gingen bei seiner Ausbildung Stadt- und Landgemeinde Hand in Hand, um sich seiner als eines ausgezeichneten Instruments für die Verteidigung Gesamttirols zu bedienen. Schon im Jahre 1863, bei der Vereinigung des Landes mit dem Hause Habsburg, verrichteten diese Schützen Waffentaten, die Bewunderung verdienen. In der Folgezeit haben sie Ruhmestaten vollbracht, welche die Geschichte in ihren Büchern mit goldenen Lettern verzeichnet.

Inbesondere sei erinnert an das Jahr 1703, da der Kurfürst Max Emanuel von Bayern ins Land brach, aber vor dem kraftvollen Widerstand der Tapferen zurückweichen mußte. Und dann die Großtaten in den Jahren 1796 bis 1799, 1805, 1809 und 1813, als es von neuem galt, die Angriffe der Bayern und auch der Franzosen abzuweisen! Die markige Gestalt Andreas Hofers des Sandwirts von Paffier und Oberkommandanten von Tirol, steigt vor unseren Augen auf, und mit ihm kommen die todesmutigen Scharen, die jeden Zollbreit Landes gegen einen zwanzigfachen Gegner bis zum letzten Blutstropfen verteidigten. Auch in unseren Tagen halten die Tiroler an ihrem Schützenwesen fest. Sie hüten ihre alten Schützenzeichen als Palladien der Ehre und führen sie mit Stolz vor, denn es gilt, der vollbrachten Waffentaten zu gedenken.

Eine derart hochgradige Entwicklung wie in Tirol, hat das Schützenwesen in den deutschen Städten nur gerade nicht nehmen können, auch nicht in den freien Reichsstädten, zumal gegen Ausgang des Mittelalters die Verteidigung der Stadt und der Dienst im Felde wesentlich Aufgabe bezahlter Kriegsknechte war. Immerhin hat es zur Kräftigung des Mannesmutes, der Zusammenge-

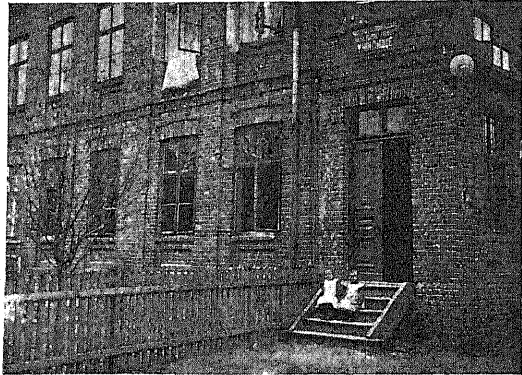
hörigkeit und der Heimatliebe erheblich beigetragen. Die Organisation einer Schützengesellschaft war ziemlich einfach. Beitreten konnte jeder ehrbare Bürger, der sich eines soliden Lebenswandels befleißigte. An der Spitze der Gesellschaft, der Gefellen, stand der Hauptmann oder König, der sich seine Würde durch die meisten Treffer erkämpft hatte. Als Zeichen seiner Würde trug er um den Hals die Schützenkette mit angehängtem silbernem Vogel, weil mit Bogen und Armbrust nicht nach der Scheibe, sondern nach einem auf der Stange befestigten Vogel geschossen wurde.

Dem Hauptmann oder Könige folgten dem Range nach der Schützenmeister und der Kleindienmeister, beide aus den Gefellen durchs Los gewählt, dieser zum Aufbewahren der Becher und Humpen, sowie Schanmünzen und sonstigen Kostbarkeiten, welche die Gesellschaft besaß, jener zur Verwaltung des Schießplatzes und des zum Schießen notwendigen Materials. Vierter im Bunde war der Pritschenmeister, ein lustiger, mit Witz und Humor begabter Gefelle, dem es oblag, bei Festlichkeiten für die allgemeine Erheiterung zu sorgen, und dessen Tätigkeit etwa der eines „Narren“ entsprach. Er führte daher als Zeichen seines Amtes

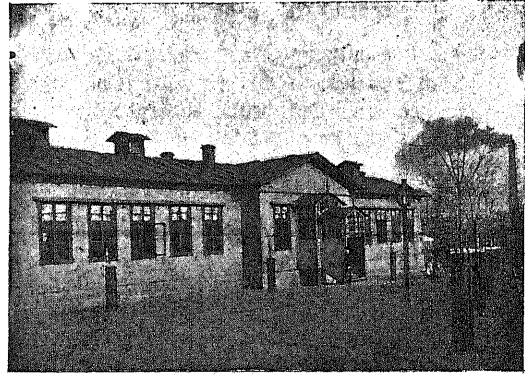
die Pritsche, und wenn er zu den berufsmäßigen Spaßmachern gehörte, die ihre Künste für Geld boten, so erschien er sogar in Narrenkappe und mit Schellen.

Mit wenigen Ausnahmen genossen die meisten Schützengesellschaften großes Ansehen, das sich auch in mancherlei Privilegien und Rechten, die ihnen vom Kaiser, den Landesfürsten und den Magistraten der Städte verliehen und zugestanden wurden, zu erkennen gab. Selbst im Brandenburgischen, wo immer ein etwas strengerer Wind wehte, erfreute sich das Schützenwesen geranne Zeit kurfürstlicher Förderung. So schrieb noch Kurfürst Johann

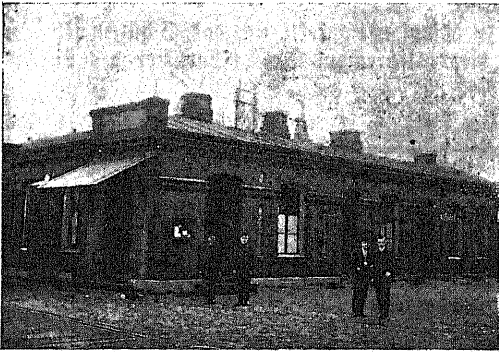
Fabriks-Etablissements der Firma Leonhardt, Woelker & Girhardt.



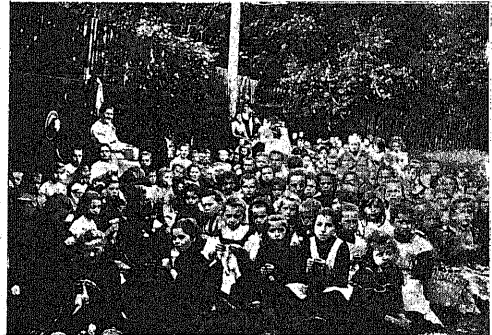
Fabrikschule.



Kinderbewahranstalt.



Eingang zur Fabrik der Wollmanufaktur von Leonhardt, Woelker und Girhardt.



Die Handarbeitschule.



Der Feuerwehrgesetz der Leonhardt'schen Fabrik.



Villa Leonhardt.

Sigismund 1617 an den Rat zu Berlin, daß der Bürgerschaft zum Besten vor dem Rathause für die Büchsen- und Bogenschützen eine Vogelstange errichtet werden sollte.“ Der Kurfürst gab selbst einen Teil der Kosten dazu her und war für dieses Vergnügen der Einwohner seiner Haupt- und Residenzstadt so eingenommen, daß er dem Räte nachdrücklichst befahl, es ja so einzurichten, daß das Werk bei seiner bevorstehenden Rückkehr aus Preußen vollendet und zu benutzen sei. Unter seinem Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, trat allerdings ein sehr unangenehmer Umschwung ein: die beiden Gilden von Berlin und Köln, deren Gründung wahrscheinlich in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt, wurden aufgehoben.

Unter dem Großen Kurfürsten 1650 bis 1654 erneuert und unter König Friedrich I. sogar noch um drei Gilden vermehrt, machte ihnen Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, in der Ueberzeugung, daß Schützenpiel Müßiggang sei, abermals ein Ende. Am 18. Mai 1727 erging nachfolgender Befehl des Königs: „Es ist zwar igo die Zeit, daß die Schützenplätze sollten gehalten werden. Wir aber wollen und befehlen hiermit auf das Aller-schärfste und Nachdrücklichste, daß vor dieses Jahr aus erheblichen Ursachen in allen Schützenplätzen nicht soll geschossen, gespielt, getanzt, auch keine Spielleute sollen geduldet werden.“ Das war eine böse Pflingst-überraschung. Sie erregte tiefgehende Mißstimmung, insbesondere in den Kreisen der Wirte, Bäcker und Metzger, die gerade bei den Schützenfesten guten Verdienst fanden. Als man den König zu bestimmen suchte, das Verbot zurückzunehmen, antwortete er: „Ich werde mein Dage es nicht mehr zugeben, daß Schützenplatz gehalten wird.“ Und wirklich, im folgenden Jahre, am 27. Mai 1728, wurden alle Schützengilden in den preussischen Ländern aufgehoben. Nun, lange hat es nicht gedauert, bis sie wieder ins Leben traten: König Friedrich II. gestattete unter dem 8. Juni 1746 eine Neugründung der Berliner Schützengilde, die sich denn auch am 20. Juli 1747 konstituierte, und hiermit war für die anderen Gilden ebenfalls das Zeichen zur Auferstehung gegeben. Sie sind seitdem unbehelligt geblieben und haben es bestens vermocht, sich den veränderten Zeitumständen anzupassen.

Von alters her sind mit den Schützengilden die Schützenfeste verbunden gewesen. Es waren die rechten Volksfeste, denn neben dem eigentlichen Schützenplatze befand sich die Vogelwiese mit ihren kräftigen Belustigungen. Es gab da Stangenlaufen, Stangenklettern, Wettlaufen, Springen, Kegelschieben und viele andere Spiele. Wer von der Spitze des hohen, stark mit Seife beschmierten Mastbaumes die Flagge herunterholte, erhielt zwei Bagen, und wer in acht Würfen mit der Kugel den hölzernen Ritter auf dem hölzernen Pferde zum Rippen brachte, erhielt einen Bagen. Natürlich fehlte es nicht an reichlicher Gelegenheit, den Leib mit Speise und insbesondere mit Brannt zu kräftigen.

Das Schießen auf dem Schützenplatze geschah schon frühzeitig um Preise. Bei dem am 25. August 1433 zu Nürnberg veranstalteten Schützenfest waren die vom Rat ausgesetzten Preise ein

Dohs, ein Pferd, behangen mit roter Decke, ein silberner Becher, eine silberne Schale, eine Armbrust und anderes. Der sehr praktische Rat von Berlin setzte im Jahre 1524 als Preise 16 Stück „Hosentuch“, je 32 Groschen wert, und in den folgenden Jahren ähnliche Preise aus.

Zur Teilnahme an den Wettschießen wurden sehr häufig die Schützenmeister und Schießgefallen anderer Städte eingeladen. In den Chroniken von Augsburg und Nürnberg ist viel von diesen Festlichkeiten zu lesen. So erfolgte seitens der Nürnberger im Jahre 1457 eine Einladung an die Angehöriger Schießgefallen zu einem auf den Juni 1458 anberaumten Schützenfest.

Der Nürnberger Rat machte hierfür den sehr bedeutenden Aufwand von 656 Pfund novi und von 326 fl., letztere für Beschaffung von Preisen. In den Jahren 1486, 1496 und 1508 ergingen Einladungen an den Nürnberger Rat zu den Schützenfesten in Aushach von seiten des dortigen Markgrafen, der dazu den Wunsch ausdrückte, die Herren möchten „eilige schöne Frauen“ mitbringen. Im Jahre 1500 lud auf Sonntag nach Jacobi, also auf den 28. Juli, der Rat von Berlin den von Brandenburg zu einem gemeinsamen Schießen um einen Dohsen und „andere Kleinodien“ ein. Und so lassen sich noch viele solcher Schützenfeste aufzählen, bei denen befreundete Schießgefallen und ein befreundeter Rat als liebwerte Gäste geladen waren. Schon im 15. Jahrhundert fehlte bei diesen Festen selten der sogenannte Glückstopf, ein Zugeständnis an die schon damals herrschende Spielwut. Im Glückstopf waren Gewinnlose wie üblich, „Schwein“ oder „Pech.“ Die Preise bestanden nicht nur aus „Kleinodien“, sondern auch aus barem Gelde. Das zog und verlockte jeden, der nur eben einen Einsatz leisten konnte, in den Glückstopf zu greifen.

Gewiß, an Schattenseiten hat es dem Schützenwesen in alter Zeit nicht gemangelt, aber nur Uebereifer konnte darüber die Lichtseiten vergessen. Nun, die Schützen haben allen Anfechtungen getrotzt und bis auf den heutigen Tag tapfer standgehalten.

Die Zeiten änderten sich — mit der Armbrust und gar mit dem Bogen wird nicht mehr

geschossen, denn bereits im 15. Jahrhundert tauchten die Handbüchsen auf, die im Laufe von fast zwei Jahrhunderten die Armbrust völlig verdrängten. Nur der Vogel auf der Stange hatte ein zähes Leben — er begann der Schießscheibe erst im 18. Jahrhundert zu weichen. Aber auch dann ist er noch nicht ganz verschwunden, wie denn die Nürnberger ihren ausgekopten Vogel, den „Schnepper“, der schon lange vor 1491 als Ziel galt, noch heute im „Schneppergraben“ hinter der Weste in Ehren halten.

Das Königschießen zu Pfingsten mag von gutem Betreuer begleitet sein, damit männiglich sich ungetrübt der Schützenfreude hingeben kann.

Den Schießgefallen aber, so sich am Königschießen beteiligen, sei zugewiesen, was auf der Kastelreuther Gedentscheibe vom Jahre 1750 steht: „Mit scharffen Pliz — In Voller Hiz — Wueßt Du die Kugel senden — Zum Centri spiz — O Werter Schiz — Kombt Dir das Pest in Henden.“



Manufakturrat
Ernst Leonhardt.

(Zert S. 166.)

Manufakturrat Ernst Leonhardt.

(Siehe die Illustrationen Seite 164 und Porträt Seite 165.)

Einer der hervorragendsten und ausnahmslos in allen Kreisen der Bevölkerung beliebten Mitbürger ist der Mitbesitzer der Aktiengesellschaft der Wollmanufakturen von Leonhardt, Woelker und Girhardt, Herr Manufakturrat Ernst Leonhardt. Die Erzeugnisse dieser soliden Fabrik erfreuen sich eines Weltrenoms. Aber nicht das allein ist es, was uns Herrn Manufakturrat Leonhardt so lieb und wert macht, sondern sein Wesen, seine Art und Weise, wie er, selbst bei allen seinen Erfolgen, bescheiden und einfach und natürlich geblieben, mit Jedermann in der liebenswürdigsten Weise umzugehen versteht.

Er selbst, der mit irdischen Gütern reich Gesegnete, legte niemals an irgend jemanden den Maßstab des Besitzes oder Reichtums an, sondern der Mensch, der Charakter, die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit galt und gilt ihm stets mehr, als alles Beiwerk. Ob arm oder reich, niedrig oder hoch, ein jeder fand und findet auch heute noch in Herrn Manufakturrat Ernst Leonhardt einen Berater, und wenn es anders nicht geht, einen Helfer. In der ganzen Stadt hochangesehen, von seinen Untergebenen und von Arbeitern geachtet und geliebt, nahm er bei allen Bestrebungen zur Besserung des Allgemeinwohls tätigen Anteil. Kein Wunder darum, daß die vor einiger Zeit ihm gewordene Anerkennung, die in seiner Ernennung zum Manufakturrat bestand, allgemeine Genugtuung wachrief.

In Hainichen als Sohn eines Fabrikanten geboren, genoß Herr Leonhardt seine Schulbildung in der Dresdener Freimaurerschule und machte dann eine Lehrzeit in Großenhain durch, woselbst er den ganzen Fabrikbetrieb der Wollbranche kennen lernte. Bei Lodz erbaute er gemeinsam mit seinen Kompagnons eine Filialfabrik der Leipziger Firma, inmitten einer öden Umgebung in Dombrowka. Es war dieses im Jahre 1878. Heute ist weder das einstige öde, mit Lehmlöchern angefüllte Territorium der Fabrik, noch die Umgebung wiederzuerkennen. Fleiß und Arbeit haben hier nicht nur ein blühendes Unternehmen geschaffen, sondern es hat sich auch die ganze Umgebung bestedt.

Das gute Verhältnis zwischen Herrn Manufakturrat Leonhardt und seinen Angestellten und Arbeitern, das auch heute noch, trotz aller Versuche, es zu stören, fortbesteht, ist dem Wunsche des Herrn Leonhardt entsprungen, als Fabrikherr nicht nur der Brotgeber, sondern auch der Vater und Berater seiner Untergebenen zu sein. Schon längst finden wir hier die Arbeiter gegen Unfall und Arbeitslosigkeit versichert. Bei der Fabrik besteht ein Ambulatorium unter der Aufsicht eines ständigen Fabrikarztes und Feldschers. Eine Fabriksschule für die Kinder der Arbeiter wurde errichtet und eine Feuerwehr geschaffen, die bei jedem größeren

Brande in unserer Stadt selbstlos als Helferin erscheint. Ferner besteht an der Fabrik eine Fortbildungsschule für junge Arbeiter und Arbeiterinnen, eine billige Küche u. a. m. Auf Initiative von Frau Leonhardt wurde für die Kinder der Arbeiter der Fabrik eine Handarbeitschule und eine Kinderbewahranstalt eingerichtet, in welcher Froeblerinnen ihres Amtes walten. Kurz, in der Fabrik ist nach Möglichkeit alles getan, um auch den Arbeitern Erleichterungen und Annehmlichkeiten zu bieten. Es ist nur zu wünschen, daß im beiderseitigen Interesse, das Verhältnis zwischen Chef und Arbeitern, auch fernerhin ein ungetrübbtes bleibe.

Am meisten haben aber die deutschen Einwohner unserer Stadt an unserem Herrn Leonhardt. Als nach dem Manifest überall die Gleichgestimmten sich zusammentaten, da war es Herr Leonhardt,

den die Deutschen in Lodz an ihre Spitze beriefen. Seit der Zeit ist er unentwegt und unerschrocken für alle Kreise der hiesigen deutschen Einwohnerschaft eingetreten, natürlich, ohne in irgend einer Weise die Rechte der indigenen Bevölkerung antasteten zu wollen, und wenn wir Deutschen hier etwas erreicht haben, so ist es in erster Linie den rastlosen Mühen unseres Herrn Manufakturrat Ernst Leonhardt zu danken. Wir glauben daher unseren geschätzten Lesern mit dem in der heutigen Sonntagsbeilage enthaltenen Porträt und den Bildern eine ganz besondere Ueberraschung bereitet zu haben.



Frühmorgen.

Der Morgen kam. Es wob die Frührotsonne
Im Hain und Juren lichten Purpurfaun,
Es duftete des Frühlings ganze Bounne,
In des Palastes wie des Hütteleins Raum.
Dun naht das Glück, und mit ihm naht der Frieden,
Denn Frühmorgen ward's hienieden!

Daß deinen heil'gen Geist herniederwehen,
Zent' reichen Samen uns ins Herz hinein,
Daß wir in deinem Odem neu erstehen
Und uns zum hehren Best der Liebe weih'n.
Heut soll der Menschheit Glück und Freude werden,
Denn Frühmorgen ward's auf Erden!

Und plötzlich klingen durch die Täler leise
Die Glocken frohlich und verheißungsvoll,
Und in der Seele tönt die alte Weise,
Bei der die junge Brust einst höher schwoll.
Frei bist du, frei von Banden und Beschwerden —
Denn Frühmorgen ward's auf Erden!



Dr. Karl Jonscher

(Porträt s. Titelseite.)

Am Donnerstag mußten wir einen Mann zu Grabe tragen, der mehr als dreißig Jahre unter uns gelebt und auf verschiedenen Gebieten in der segensreichsten Weise gewirkt hat. Es war dies der praktische Arzt Dr. Jonscher, der durch einen plötzlich und unerwartet eingetretenen Tod aus seiner unermüdblichen

und schaffensfreudigen Tätigkeit gerissen wurde. Seine Praxis war eine ungemein ausgebreitete, viele Tausende von Patienten suchten alljährlich bei dem beliebten Arzte um Rat und Hilfe nach und Jedem, ob arm oder reich, war er stets ein liebenswürdiger Helfer und Helfer. Was Wunder, daß Dr. Jonscher in Folge dessen sich der größten Beliebtheit in allen Kreisen unserer Stadt erfreute und daß die Trauer um den so früh aus dem Leben Geschiedenen eine allgemeine ist. Neben seiner anstrengenden Tätigkeit als Arzt fand der Berewigte aber auch noch Zeit, seine Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst des Gemeinwohles zu stellen. Seinen Bemühungen verdanken die Irrenanstalt in Koszarowka und das Anna-Maria-Hospital ihr Entstehen und der christliche Wohltätigkeitsverein verlor an Dr. Jonscher einen Präses, der seine Interessen stets eifrig zu fördern suchte, wie denn auch die Mitglieder des Ärztevereins das Hinscheiden ihres

liebenswürdigen Kollegen aufrichtig betrauern. Dr. Karl Zonscher hat den größten Teil seines Lebens in der uneigennützigsten Weise seinen leidenden Mitmenschen geweiht, er hat Liebe gefät und in Liebe und Dankbarkeit wird man seiner auch über das Grab hinaus gedenken.



Frühlingsnacht.

Das sind die seltsam hellen Frühlingsnächte
Wo Phantasie am Ruder sitzt und spinnst —
Wenn blaß des Mondes Silber niederrinnt
Vom Bergegründen in der Täler Schächte.

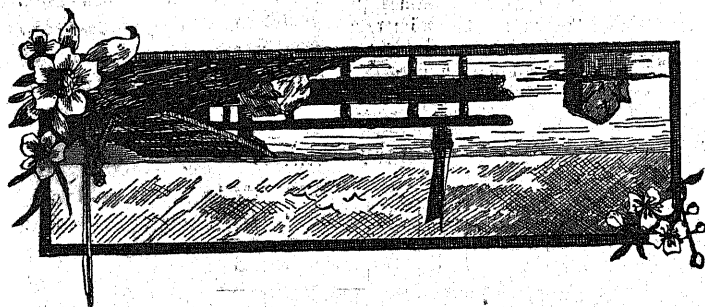
Es duftet übersüß der weiße Flieder,
Die vollen Trauben hängen naß und schwer,
Vom Flusse kommt ein kühles Wehen her
Und biegt die schwanken Zweige auf und nieder.

Leutlose Schatten gleichen in den Wegen,
Den Kiesgrund legt ein nebelhaft Gewand,
Von weither winkt's mit lilienweißer Hand,
Viel schöne Stimmen flüstern allerwegen.

Und jeder Kuß, der ungeküßt geblieben,
Weht wie ein Rauch, ein Bitten, flehend stumm.
Mit Fieberwangen geht die Sehnsucht um,
Großmächtig blickt ein längst vergessnes Lieben.

Entkörperst steh'n des Lebens Wirklichkeiten,
Nur Hauch und Hauch und Duft und weicher Schein.
Rückflutend löst sich auf das Erdenstein,
Ein fremdes Leuchten grüßt aus fremden Weiten,
Und fremd und fern scheint alles, was einst mein.

C. Gysell, Kilburger.



Zu unseren Bildern.

Matfeter in Paris. (Bild S. 162.) Der 1. Mai ist in Paris nicht ohne dramatische Straßenszenen vorübergegangen. Nach Schluß einer Versammlung in der Arbeiter-Börse kam es auf der Straße zu Gewalttätigkeiten, und die Garde Républicaine ging gegen die angesammelte Menge vor, wobei Hunderte von Verhaftungen erfolgten. Vom Deck eines Omnibusses gab ein

junger Mann Revolverschüsse auf das Militär ab. Der Attentäter war den Fahrgästen schon lange durch sein aufgeregtes Wesen aufgefallen, sie vermochten jedoch nicht zu verhindern, daß er plötzlich schoß. Ein Kürassier wurde verwundet, andere Schüsse durchlöcherten nur die Mäntel einiger Soldaten. Von der Menge arg zugerichtet, wurde der Revolverheld der Polizei übergeben.

Das neue Kurhaus in Wiesbaden. (Bild S. 162.) In Gegenwart des Kaisers Wilhelm wurde am Sonnabend, den 11. Mai in Wiesbaden das neue Kurhaus, eine Schöpfung des Münchener Professors von Thiersch, eingeweiht. In diesem neuen Kurhause ist ein Prachtbau entstanden, wie er weit und breit kaum seinesgleichen haben dürfte. Dies läßt der klassische Stil mit den schlanken jonischen Säulen seines mächtigen Portals erkennen. Insbesondere sind auch die dem Restaurationsbetriebe dienenden Räume mit einer verschwenderischen Pracht ausgestattet.

Der Wuchererprozeß in München. (Bild S. 163.) In München wird zur Zeit ein Wuchererprozeß erster Ordnung verhandelt, der zu den furchtbarsten Enthüllungen über die Bewucherung der bayrischen Offiziere geführt hat und Tatsachen aufdeckt, die man in unserem Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten haben sollte. Ganz abgesehen davon, daß leichtsinnige Offiziere, die weit über ihre Verhältnisse hinausgingen, Kredite in ungeahntem Umfange zur Verfügung gestellt wurden, hat sich noch herausgestellt, daß sie dafür die wahn Sinnigsten Zinssätze bezahlten, ja nicht einmal den wahren Wert des Wechselbetrages in barem Gelde erhielten, sondern dafür noch Gewehre, Maschinen, ja abgetriebene Gänse mit in den Kauf nehmen mußten. Der Prozeß dürfte noch lange Zeit das Interesse des Publikums wach halten und wir haben deshalb Gelegenheit genommen, unseren Lesern aus dem Gerichtssaal ein Bild zu bringen. Der Präsident sitzt in der Mitte des Bildes dem Publikum zugewandt, auf der rechten Seite des Bildes sitzt der Staatsanwalt. Die vorderste Reihe unmittelbar vor dem Präsidentenplatz giebt die Anklagebank wieder, auf der alle diese Wucherer und angeblichen Geldvermittler ihren Platz gefunden haben.



* * Buntet Allerlei. * *

Bei der Verlobung.
Die Verlobung ihrer Tochter Emma mit dem Herrn Friseur, Coiffeur und Parfümeur Emil Wuttke beehren sich ergebenst anzuzeigen
Inspektor Müller und Frau.
Nach einem halben Jahr: Die Verlobung unserer Tochter Emma mit dem Barbier Emil Wuttke ist aufgehoben.
Inspektor Müller und Frau.

Frontdienst.
Unteroffizier: Meier, wie können Sie sich unterstehen, vor der Front zu niesen? Warten Sie damit gefälligst, bis Ihre zwei Jahre um sind.
Einer treue Seele.
„Lieber Freund, deine Beinkleider sind wirklich schon höchst abgetragen.“
— „Mag sein, mein Junge, aber auf die Kleider kommt's nicht an — meine Beinkleider mögen abgetragen sein, aber sie bedecken ein treues, ehrliches Herz.“
Grob.

„So nachdenklich, Herr Doktor?“
„Ja, ich möchte gern einmal etwas leisten, etwas noch nie Dagewesenes.“
„Siehen Sie doch mal ein Paar Stiefel an, die Sie gleich bar bezahlt haben!“

Maliziös.
(Als jemand beim Niesen „Drofit“ gesagt hat.): Wird hierzulande die eruptive Nasensekretion immer noch mit Segenswünschen begleitet?

Nicht störend.
Student (der eine Wohnung mieten will): „Also, Sie haben ein leines Kind, schreit das nicht manchmal?“
Wirtin: „Ja, aber nur nachts, mein Herr!“

Amateursphotographie.
Herr: „Und welche Aufnahme fanden Sie bei der Frau Müller?“
Dame: „Jedes Mitglied der Familie hat mich wenigstens ein Duzendmal aufgenommen!“

In der Sprechstunde.
Professor (Kopfschüttelnd): „Mit achtzehn Jahren schon ein Bierherz! Daß Ihr jungen Leute mit dem Herzen doch gar nichts anderes anzufangen wißt!“

Kapellmeister Eduard Weber.

Infolge der bei uns herrschenden Unruhen, war es für die Besitzer der hiesigen größeren Gartenetablissemments in diesem Jahre äußerst schwer, eine bessere Konzertmusik zu beschaffen, da die Militärorchester, die sonst immer bevorzugt wurden, einem



Eduard Weber.

Armeebefehl zufolge in öffentlichen Etablissemments nicht mehr spielen dürfen, ausländische Kapellmeister und Musikdirigenten aber von unserem lieben Lodz nichts wissen wollten. Nur die Administration des Helenenhofes bildete hierin eine Ausnahme, denn sie trat frühzeitig mit Herrn Kapellmeister Eduard Weber vom Apollo-Theater in Unterhandlungen, der es denn auch übernahm, ein Streichorchester zusammen zu stellen, wie es der Großartigkeit dieses Etablissemments, um welches uns manche Residenz- und Weltstadt beneiden kann, entspricht. Herr Kapellmeister Eduard Weber, ein Absolvent des Konservatoriums in Wien und ehemaliger Konzertmeister Johann

Strauß, ist uns und auch der Mehrzahl des Lodzer Publikums kein Fremder mehr, denn schon unzählige Male lauschte man den Weisen, die das ihm unterstehende Musikorchester nach dem Winke seines Taktstöckes den Instrumenten entlockte. Auch im Helenenhof errang Herr Kapellmeister Weber die Gunst des Publikums im Fluge, so daß wir nicht verfehlen wollen, nebenstehend ein Bild des Beliebtesten zu bringen.

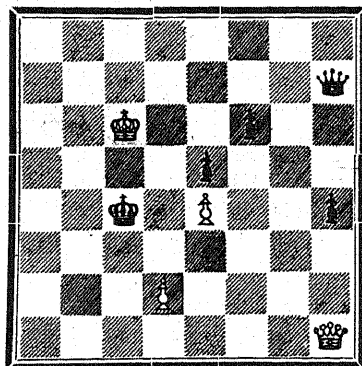


Schach.

(Redigiert vom Lodzer Schachklub, Petrikauerstr. 111.)

Endspiel Nr. 2.

5. Rind.



Weiß am Zuge gewinnt.

Spanische Partie.

Lodz 1906.

<p>Weiß. Herr D.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. e2-e4 2. Sg1-f3 3. Lf1-b5 4. d2-d4 5. d4×e5 6. Sf3×e5 7. Sb1-c3 8. 0-0 	<p>Schwarz. Herr R.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. e7-e5 2. Sb8-c6 3. f7-f6 4. Sg8-e7 5. Sc6×e5 6. f6×e5 7. Se7-g6 8. Lf8 c5
---	---

- | | |
|------------|-------------|
| 9. Kgl-h1! | c7-c6 |
| 10. Lb5-c4 | Dd8-f6 |
| 11. Dd1-h5 | d7-d6? |
| 12. Le1-g5 | Df6-f8 |
| 13. f2-f4. | Aufgegeben. |

Lösung des Problems Nr. 1.

- | | |
|------------|--------|
| 1. e6-e7 | Ke5×f8 |
| 2. e7-e8+ | Kf6-e5 |
| 3. Ld8-f6× | |
| 1. | Ke5-d6 |
| 2. e7-e8T | Kd6-c6 |
| 3. Te8-e6× | |
| 1. | Ke5-d4 |
| 2. e7-e8D | Kd4-c3 |
| 3. De8-e5× | |



Die Auflösung des Logogriffs in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Steinbock — Gafstein — Stettin — Messin — Niobe — Ries — Sekt — Kriost — Kösen — Eisbein — Bötien — Stodente.

Richtig gelöst von: Otto, Emma und Eitel Zahn, Moses Jakob Bruckstein, Anna und Mirele Drzech, Fritz und Gustav Abel, Arthur Schinde, Helena Wislicka, Salomon Kowalski, Ernst Methner, Sinia und Bella Schapiro, E. und F. Schapiro, Paul Brüderer, Hilde Geilke, Stephan Marchew, Marie Kreide, Ilse Geilke, Willi und Alfred Marchow, Alexander Klotz, Ernestine Dtscher, Marie, Anna und Max Schönsfeld, Blinka, Ecia und Marcelli Glowinski, Alfred Cassy, Bronia Rawala, Benjamin Szejcinski, Wolf Krawowski, Leontine Nomburg, sämtlich in Lodz, Arthur Seiler in Pabianice.

Die Auflösung des Wechsellrätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Olive — Oliva.

Richtig gelöst von: Ernst Methner, Alfred Cassy, Willi, Alfred und Sophie Marchew, Marie Kreide.

Mitteilung.

Die Lösungen und Rätselaufsendungen sind zu adressieren: „An die Redaktion der Neuen Lodzer Zeitung“ für die Rätsellede.

Die Lösungen sollen im Briefumschlag eingeklebt werden, da sie anderenfalls leicht verloren gehen können.

Kollektivlösungen und Lösungen ohne volle Namensangabe können nicht berücksichtigt werden.

Angenommen werden die Lösungen für die nächste Sonntagsbeilage nur bis Mittwoch Mittag.

Dreißilbige Charade.

Die erste dem Vogel zu folgen versteht,
Obgleich ihr die Flügel gebrochen,
Und wenn ihr beim Spiele als Primus sie seht,
Weiß oft sie zum Herzen zu sprechen
Die andern in Rede und Handel zwar nicht
Sich bar uns stets unbedingt zeigen,
Doch wenn in sich selbst sie erblickten das Licht,
Ist ihnen das immer zu eigen.
Es hielten die Römer das Ganze schon wert,
Jetzt wird es beim Sammler gefunden,
und mancher auch hoch es als Andenken ehrt,
Mit teurer Erinnerung verbunden.

Quadrat-Rätsel.

A	A	E	E	E
E	E	E	G	G
I	I	L	L	N
N	N	N	O	O
R	R	R	T	U

Aus den Buchstaben in vorstehendem Quadrat sind fünf Wörter zu bilden, die wagerecht und senkrecht gleich lauten. Die Wörter nennen: 1. einen Teil von Oesterreich, 2. einen Frauennamen, 3. einen Fluß in Bayern, 4. einen See in Rußland, 5. einen deutschen Dichter.